

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Wolf, Felix: Die Prinzen des Dorfvogts

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Güthen, das die Howards schon seit vielen Jahren in Pacht haben. Dort steht auf der Grenze zwischen Garten und Wald unter einer alten Buche eine Bank, auf der ich manches Mal mit Ellen gesessen; und auf dieser Bank saß sie auch an jenem Abend. Aber nicht allein, Artur Britchard saß neben ihr und hatte den Arm um ihre Hüfte gelegt.

„Behutsam schlich ich näher, von Baum zu Baum, bis ich deutlich die Stimmen der beiden unterscheiden konnte.

„Ich kann mich von dem Gedanken nicht frei machen,“ hörte ich Ellen sprechen, „daß Robert doch eines Tages kommen wird. Was diese Miß Hudson mir geschrieben hat, ist sicherlich erlogen gewesen.“

„Aber Ellen,“ sagte Artur, „mir darfst dich niemand mehr nehmen, auch Robert nicht. Du hast mich ja schon lieb gehabt, ehe Robert fortging, du bist dir nur nicht klar darüber gewesen; hast dein eigenes Herz nicht gekannt, wie du es heute kennst — Ist's nicht so, mein Liebling?“

„Sie schmiegte sich an ihn.“ „Doch, doch, Artur, so ist's,“ flüsterte sie.

„Ich hatte genug gehört und zog mich zurück, leise wie ich gekommen. Was blieb mir anderes übrig? Ich kannte und kenne diese beiden Menschen gut genug, um zu wissen, daß ich durch mein Erscheinen sie tief unglücklich gemacht haben würde, auch wenn ich alles erklärt und freiwillig auf Ellen verzichtet hätte. — Nein, nein! — Fort, fort aus ihrer Nähe! — Ich will die schwere Bürde allein tragen.

„So, jetzt wissen Sie alles, Sir Gaverick. In den nächsten Tagen verlasse ich England. Wohin ich mich wenden werde, weiß ich noch nicht bestimmt. Sie haben mir versprochen, zu schweigen; der Seelenfrieden des jungen Paares wird nicht gestört werden.“ Robert Gilmore stand auf und empfahl sich.

Das Häuschen auf der Möweninsel steht leer; der Einsiedler und sein Diener sind fortgegangen, niemand weiß wohin; Artur Britchard hat Ellen Howard zum Traualtar geführt.

Vier Jahre später ist ein Brief gekommen aus der Kapstadt an Squire Gaverick; nur wenige Zeilen: „ Die körperlichen Wunden waren vernarbt, als ich nach Cornwall kam; jetzt ist auch mein Gemüt gesundet. Das Schicksal hat mich noch ein spätes Glück finden lassen. Ich entbinde Sie von dem Versprechen, das Sie mir beim Scheiden gegeben haben Robert Gilmore.“

Sinnspruch.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier;
Wie Schatten auf den Wogen schweben
Und schwinden wir,
Und messen unsre trägen Tritte
Nach Raum und Zeit,
Und sind, und wissen's nicht, inmitten
Der Ewigkeit.

Herder.

Die Prinzen des Dorfbogts.

Erzählung von Felix Wolf.



Der Vogt von Bammerdingen war ein mit Glücksgütern reichgelegener Mann. Er war Besitzer eines großen, ertragreichen Hofgutes und ansehnlicher, sicher angelegter Geldschätze. Und schon als junger Mann hatte er die höchste Sprosse auf der Stufenleiter der Ehren und Würden, die sein Ort zu vergeben hatte, erstiegen. Man denke! er war Vogt geworden, und

der Neid mußte es ihm lassen, daß er vorzüglich zu diesem Amte sich eignete. Geistig geweckt und im Besitz eines großen Vermögens, besaß er das dem Vogt so nötige Ansehen. Dazu ragte er wie einst König Saul über seine Israeliten um Haupteslänge über seine Dörfler empor, die doch auch keine Zwerge waren. Und wenn er an Amtstagen in seinem Sonntagsstaat, der aus einem weitausholenden Dreimaster, aus einem langen, mit talergroßen Metallknöpfen geschmückten Samtrock, einer scharlachroten Weste, braunen Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen bestand, in die Stadt ging, blieben die Leute nicht selten stehen, um die Würde und Statlichkeit seiner Erscheinung zu bewundern.

Auch beim Heiraten war der Vogt vom Glück begünstigt worden. Seine Frau, als Mädel des Wajenmüllers Christine geheißt, konnte, nach ländlichen Verhältnissen bemessen, eine sehr gute Partie genannt werden. Denn sie brachte ihrem Manne nicht allein ein hübsches Sümmechen Baraeld, sondern auch ein paar fette Matten und ertragreiche Äcker in die Ehe. Dazu war sie gesund, rüstig, rotbackig, von stattlicher Leibesbeschaffenheit und daher nach ländlichen Begriffen auch schön.

Sie lebten auch recht verträglich zusammen, der Vogt und seine Frau. Er waltete seines Amtes und sah zum Rechten in Feld und Stall; sie besorgte mit Fleiß und Geschick die Hauswirtschaft. Nur der Umstand, daß der wetterlaunische Storch bei seiner alljährlichen Ortsbereisung ihr Haus eigensinnig immer umging, obwohl es doch merktlich über die andern emporragte, machte ihnen zuweilen Sorge und Verdruß, zumal sie ihres Kindermangels wegen von den derben Dörflern nicht selten geuzt wurden.

Der guten Christine nagte dieser Mangel an Nachkommenschaft mehr am Herzen, als sie dem Vogt zu zeigen wagte. Sie hätte auch gar zu gerne einen kleinen Weltbürger auf ihrem Schoße gewiegt und

wie andere Frauen am unschuldigen Tollen eines Kindes sich erfreut.

Den Vogt aber wurmte es, daß er nur für fremde Leute sich abradern sollte und sein Hab und Gut nicht auf sein eigen Fleisch und Blut sollte vererben können.

„Es ist zum Tollwerden,“ sagte er oft, „Leute, die nichts zu beißen und nichts zu nagen haben, haben die Stube voller Kinder, und wir, die wir Brot genug für ein Duzend hätten, gingen leer aus. Das ist doch ganz die verkehrte Welt, bigotts!“

„Versündige dich nicht,“ entgegnete dann die Christine. „Leute, die Kinder und kein Brot für sie haben, sind jedenfalls schlimmer dran als unsereins, das zwar Brot in Fülle hat, aber die Kinder vermissen muß. Und zudem,“ fügte sie tröstend immer bei, „können wir ja noch welche bekommen. Zu alt wären wir gerade nicht, und was nicht ist, kann werden.“

„Kann werden,“ entgegnete mißmutig und zweifelnd der Vogt. „Aber wenn's noch werden soll, dann ist's die höchste Zeit, Christine, sonst werden wir zu alt, um sie noch aufziehen zu können.“

Die Christine aber, ein frommgläubiges Gemüt, fügte ihren Morgen- und Abendgebeten, die sie still und gesammelt verrichtete, immer noch die Nebenbitte um Abhilfe des Kindermangels bei. Zuweilen machte sie auch eine Wallfahrt nach „Unserer lieben Frau vom Schneekreuz“ und andern ihr nützlich scheinenden Gnadenorten. Sie betete auch, um ja den richtigen zu treffen, zu den vierzehn Nothelfern insgesamt und im besondern. Nichts unterließ sie, was ihrer Ansicht nach den Himmel zu ihren Gunsten stimmen konnte. Als aber alle ihre Bitten und Bemühungen erfolglos blieben, da neigte sie in stiller Wehmut, aber gottgegeben das Haupt und sagte: „'s ist halt nicht Gotts Will' und da beten Heilige und Unheilige umsonst.“ —

Da sie nun alle Hoffnungen bezüglich des Kindersegens aufgegeben und ihre Gebete um Nachkommenschaft als zwecklos eingestellt hatte, besann sich der wetterlaunische Storch eines andern.

In den wonnigen Tagen eines Maimonates schickte er der Böggin sein Avis, um dann Anfang des Christmonates mit einem Doppelpacken zu erscheinen. Er legte der Böggin, die er so lange umgangen, wie zur Entschädigung nicht nur einen, sondern gleich zwei Prinzen in die Wiege.

Nun war begreiflich auch großer Jubel und unermessliche Freude im Hause. Die Böggin glänzte vor Glück; der Vogt lief gehobenen Hauptes und gepreizt wie ein Tambourmajor durch die Gassen seines Ortes, um sich als Vater, als Zwillingsvater anstaunen, bewundern und beglückwünschen zu lassen. Und die Leute, die ihm seiner Rechtllichkeit wegen wohlwollten, hielten auch mit ihren Glückwünschen nicht zurück. Der ganze Ort begegnete ihm mit aufrichtiger Freude. Und die Kammer, worin die Böggin mit ihrem Glück und ihren Prinzen lag, wurde den ganzen Tag nicht mehr leer.

Die so lebhaft bezugte Teilnahme galt aber nicht allein der Böggin, sondern auch dem außergewöhnlichen Ereignisse — Zwillinge waren im Orte schon längst nicht mehr erlebt worden — und den Kindern selbst; denn diese waren gar lieblich und zwei Engeln nicht so ganz unähnlich. Nur die Flügel fehlten, sonst wären sie als Engel vollkommen gewesen.

So behauptete wenigstens die Ninkenbäuerin, der Böggin beinahe kugelrunde Base, die in diesen hochwichtigen Tagen der Böggin ratend und tatend zur Seite stand.

„Das Sprichwort: »was lange währt, wird endlich gut,« ist halt wahr, Christine,“ sagte sie zur Böggin. „Denn das sind Kinder, sie können an Lieblichkeit mit dem Christkind in der Krippe wechseln. Ich will nicht mehr Ninkenbäuerin heißen,



Die Kammer, worin die Böggin lag, wurde den ganzen Tag nicht leer.

wenn sie nicht zu etwas ganz Besonderem bestimmt sind; denn daß du sie so spät, erst im neunten Jahr deines Ehestandes noch gekriegt hast, Christine, das ist ein wahres Wunder. Wo aber Gott ein Wunder tut, tut er's nie umsonst. Das hat immer was zu bedeuten.“ —

Des Celestins Magdalena oder „Mable“, wie sie kurzweg genannt wurde, gefiel sich ebenfalls in der Rolle der Prophetin und verkündete mit gehobener Stimme, daß die Bible, so neumodische, herrenmäßige Gesichtle, wie sie hätten, sicher keine gemeinen Bauern würden. Nein, sie würden, das sagte sie, die Mable, sicher als Doktoren und Amtmänner einst Aufsehen machen.

Und die Böggin? Sie glaubte das alles ja so gerne, weil es ihren geheimsten Wünschen entsprach. Der Tauftag der beiden Prinzen wurde ein Festtag

für die ganze Gemeinde. Reich und arm, jung und alt, alles was Beine hatte, wurde zum Taufschmaus geladen. Und das „Volk“ folgte dieser Ladung mit Freuden. Alles wollte dabei sein, wo es den Vogt, die Böggin und deren Prinzen zu ehren und den eigenen Wagen zu erquicken galt.

Der krumme Geigerfriedel leitete die Festlichkeit mit seinem Musikantentrupp, der aus ihm, dem Korberlips und dem langen Pfeiferbaschi bestand, durch den Vortrag seiner schönsten Weisen ein. Der Schäferfried, der Maurersepp und der Krautschneiderfranz, die Dorfkanoniere, donnerten mit ihren Kazenköpfen, daß die Ziegel auf den Dächern wackelten.

Der Vogt und dessen Frau aber ließen es sich in ihrer Elternfreude auch was kosten. Ganze Berge von Kuchen wurden den zahlreichen Gästen vorgesetzt, der Wein floß in Strömen, und der Mutschlerfrit, der Metzger, hatte nur den einen Wunsch: daß jedes Jahr möchte Taufest sein im Vogtschhof.

Es ging zu wie an einer Hochzeit, und wenn man später eine Festlichkeit so recht glänzend schildern wollte, sagte man einfach: es war wie an's Vogtsbuben Taufe.

Was nun aber die Vogtsbüble betrifft, so benahmen sie sich ganz wie andere kleine Menschenkinder. Sie tranken fleißig Milch, schrien und strampelten, daß die Böggin ihre helle Freude, aber auch Mühe und Arbeit genug mit ihnen hatte.

Die Zwillinge gediehen und zeigten von Tag zu Tag ein blühenderes Aussehen. Dabei waren sie einander so ähnlich, daß man zur Vorbeugung des Verwechselns sich ernstlich nach geeigneten Unterscheidungszeichen umsehen mußte.

Solange sie noch ungetauft in den Windeln lagen und ein namenloses Dasein fristeten, hatte es ja keine Not; denn einer wie der andere trank Milch und im Schreien waren sie sich so ziemlich ebenbürtig. Wenn der eine schwieg, fing der andere mit gesammelten Kräften wieder an, so daß der Gesang den ganzen Tag nicht aufhörte und oft noch in der Nacht seine unliebsame Fortsetzung fand.

Nun sie aber durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christgläubigen aufgenommen waren und der eine laut Eintrag im Taufbuche als Joseph Anton oder Seppentoni und der andere als Ignaz oder Nazi durchs Leben zu gehen hatte, mußte man darauf bedacht sein, daß dieser Unterschied festgehalten wurde.

Fürs erste band die um guten Rat selten verlegene Hebamme, auch Mülleranni genannt, dem Seppentoni einen roten Bandstreifen um das Bein, während der Nazele mit einem blauen kenntlich gemacht wurde.

Leider aber zeigten sich diese Markzeichen in der Folgezeit als recht unzuverlässig; denn durch die bei einem Kinde nicht immer zu vermeidende Unreinlichkeit verloren sie Appretur und Farbe, so daß man nur noch mit Mühe die Farben zu erkennen und den Seppentonele vom Nazele zu unterscheiden vermochte.

Infolgedessen war man genötigt, die Bänder alle

acht Tage durch neue zu ersetzen, und solange die Vogtsprinzen wie ägyptische Mumien eingeschnürt wurden und dadurch der freien Bewegung ihrer Gliederchen beraubt waren, kam man mit diesen Hilfsmitteln noch aus. Als sie aber aus dem Puppenzustand herauszuwachsen begannen und im Strampeln mehr und mehr Übung bekamen, hatten sie eines Tages die Bänder abgestreift, und wären sie nicht noch in den den Prinzen gehörenden Windeln gefunden worden, hätte man nicht mehr gewußt, wer der Seppentonele und wer der Nazele war.

Für diesmal war das Unglück noch abgewendet. Aber wer bürgte der besorgten Mutter dafür, daß die an Kraft und Unternehmungsgestalt sichlich zunehmenden Burschen die Bänder nicht eines Tages verwechselten?

Die besorgte Mama hielt daher in einer stillen Nacht unter ihrem Betthimmel mit ihrem Eheherrn Rat, wie ein solches Vorkommnis dauernd zu vermeiden sei. Aber so sehr sie sich in gemeinsamer Erwägung auch anstrebten, sie fanden keinen gangbaren, zum erwünschten Ziele führenden Weg. Der Vogt wußte wohl Bescheid in Stall und Feld und in Geschäften seines Amtes, aber mit Wickelkindern hatte er noch nie zu tun gehabt. Die Böggin verwandte ihren ganzen Erfindungsgeist auf das Festmachen der Wickelbänder. Aber wo man sie auch anbrachte, die Möglichkeit, daß sie abgestreift werden konnten, war überall vorhanden.

Wo aber die Not am größten ist, ist erfahrungsgemäß auch immer die Hilfe am nächsten. Guter Rat kommt oft unverhofft. Diesmal brachte ihn die Korberlise, ein altes, buckliges und stets auf seinen Vorteil bedachtes Weib.

Wie schon ihr Zuname besagt, war diese Korberlise nicht als Millionärin zur Welt gekommen. Ihre Wiege stand in der niedern, bausälligen Hütte eines Korbmachers, den man im Orte den Weidenlips nannte. Das Mädchen, das man Elisabeth getauft hatte, während der Kinderjahre Lijeli und später kurzweg Lisi nannte, war von Mutter Natur etwas stiefmütterlich behandelt worden. Klein, schwach und unansehnlich, hatte sie überdies noch einen Höcker, der ihr auch nicht zur Zierde gereichte. Da sie ihrer Mängel und Gebrechen wegen von Jugend auf verhöhnt und manchmal noch mißhandelt wurde, bildete sie sich zu einem recht verbissenen, hinterhältigen Dinge aus, mit dem sich zu verfeinden nicht so ganz ungefährlich war.

Da die Korberlise zur Landarbeit zu presthaft war und zum Dienen nicht die geringste Lust verspürte, verlegte sie sich auf den damals noch ziemlich einträglichen Lumpenhandel. Mit einem kleinen Britschenwägelchen, das von einem Esel gezogen wurde, wanderte sie von Ort zu Ort, und es gab Leute, welche die Behauptung aufstellten, daß die Korberlise, so armselig sie auch aussehe, doch besser als die reichste Bäuerin lebe.

Sobiel stand fest: die Korberlise mußte sich in jeder Lage zu helfen. Um ihren Handel recht gewinn-

bringend zu machen, hielt sie sich an die Gepflogenheiten unternehmungslustiger Pioniere in fernen Weltteilen. Wie diese die wertvollen Produkte der Wilden und Halbwilden mit zwar glitzerndem, aber oft ganz wertlosem Plunder bezahlen, so tauschte die Lisi die Lumpen, Knochen und Metallabfälle für wertlose Glasperlen und unechte Schmuckgegenstände ein.



„Bögtin,“ sagte sie, „ich kann Euch helfen.“

„Bögtin,“ sagte sie, „wenn Ihr wegen der Verwechslung der Buben in Besorgnis seid, ich kann Euch helfen. Wie Ihr seht, hab' ich hier Ringelchen in jeder Form und Größe. Streift Ihr nun dem Seppentonele ein goldenes und dem Nazele ein silbernes aus Fingerchen, so ist Euch für immer geholfen. Vom Abstreifen kann dann gar keine Rede mehr sein, und daß Gold und Silber die Farbe halten, werdet Ihr wissen.“ —

Der Bögtin leuchtete das sofort ein, und sie wunderte sich nur, daß sie auf diesen Gedanken nicht selber gekommen war.

Sie erstand zwei der erwähnten Ringelchen und hatte nun noch die Genugtuung, daß ihre Kinder, schon in der Wiege mit Gold und Silber geschmückt, echten Prinzen immer ähnlicher wurden.

Aber auch dieser Behelf war nur von kurzer Dauer; denn der Korberlisi ihr Gold und Silber hatten die böse Eigenschaft, daß sie nach kurzem Gebrauch verblaßten, ganz davon abgesehen, daß die Ringe den Buben bei zunehmendem Wachstum schmerzhaft ins Fleisch schnitten und nur vermitteltst einer Feile noch entfernt werden konnten. Kurz entschlossen, befolgte man nun den uneigennütigen Rat des Schermausers. Man hing dem Seppentonele zwei echte, vom Goldschmied gekaufte und mit dem Wertstempel versehene Ringe an die Ohrläppchen, wodurch er sich dann

für immer von seinem Bruder Nazi unterschied, der schmucklos durchs Leben pilgerte.

Geschwister erhielten die beiden Zwillinge keine mehr. Und so ist es sehr wohl zu begreifen, wenn sie der Eltern Abgötter blieben. Sie erzwangen und erhielten, was ihr Herz begehrte. Es wurde ihnen, den „Kindern“, immer noch besonders gefocht, geküchelt und gepöppelt, als sie zu einem Alter aufgerückt waren, wo der junge Mensch Kieselsteine verdaut. Sie wurden auch immer hübsch, selbst an gewöhnlichen Wochentagen sonntäglich und herrenmäßig gekleidet und bereitwillig bedient. Zur Arbeit hielt sie kein Mensch an; denn in den Augen der liebeblinden Mutter waren und blieben sie die Kinder, die man um der tausend Gottes willen nicht betasten durfte. Außerdem hatte man ja des Geldes und Gutes so viel, daß es für die jungen Herren bis an ihr Lebensende ausreichte, auch wenn sie nicht selbst Hand anlegten an Sense und Pflug.

So dachte und sagte die Mutter. Der Bogt, der zuweilen noch eine andere Meinung bezüglich der Kindererziehung hatte, starb, als die Prinzen kaum acht Jahre alt waren.

Nun wuchsen sie erst recht ohne alle Zucht, nur ihren Neigungen überlassen, auf.

Ja, da sie zu einer ernstern Arbeit nicht angehalten wurden, selbst aber auch keine Neigung dazu hatten, der Mensch aber zum Zeitvertreib doch etwas tun muß, verlegte sich der Seppentoni, der sich als geistig aufgeweckter denn sein Bruder erwies, aufs Lesen, und es dauerte gar nicht lange, so mußte er in Rußland, Ungelland, in der Türkei und Polakai besser als auf dem väterlichen Hofe Bescheid.

Der Nazi dagegen, dem die „vermaledeiten“ Bücher schon in der Schule zuwider waren, ging nicht in den Stapsen seines Bruders. Er wurde Vogelzüchter und hatte es stets mit Meisen, Finken, Starren und Amfeln zu tun. Und obwohl er selbst kein großer Redner war, brachte er seinen Hansel, den Starer, doch so weit, daß er Jakob, Tolpatsch, Adieu und bigott sagen lernte.

So verschieden aber die Geschäfte der beiden Zwillinge auch waren, der Ertrag derselben hielt sich so ziemlich die Wage und war bei beiden gleich Null.

Als der Seppentoni und der Nazi das Militärmaß erreicht hatten, wurden sie zwar nicht Soldat — denn damals verteidigten das Vaterland nur arme Schlucker, die keinen Strohalm ihr eigen nannten —, aber sie begannen sich noch sorgfältiger als bisher zu kleiden und salbten die Haare in Ermangelung der Pomade mit Schweineschmalz und Ruspöl; denn sie hatten allmählich begriffen, daß die Mädels eigentlich zur Unterhaltung der Burschen in die Welt gesetzt seien, und taten ihr möglichstes, den hübschen Töchtern etwas zu gefallen.

Die Mutter, die diese Neigung ihrer Prinzen bemerkte und überdies recht abgeschafft und kränklich war, äußerte den Wunsch, daß sie nun bald das Gut abgeben und sich aufs Altenteil zurückziehen möchte. Weil aber nicht mehr festgestellt werden konnte, welcher

von den beiden das Licht der Welt zuerst erblickt hatte und demnach der echte, rechte Kronprinz war, ergaben sich einige Schwierigkeiten. Soweit sich die Mutter noch erinnerte, hatte der Erstgeborene beim Eintritt in die Welt wie ein Dachmarder geschrien, während der zweite sich nur im schwachen Miauen einer verschreckten Katze hören ließ. Und da der Seppentoni dem Nazi im Mundwerk von jeher bedeutend über war, hatte sie ihn nicht mit Unrecht im Verdacht, daß er der rechtmäßige Thronerbe sei.

Eine Wahrscheinlichkeit ist aber noch keine Gewißheit, und weil die Mutter keinen verkürzen und keinen unberechtigt bevorzugen wollte, äußerte sie sich dahin, daß der, der zuerst eine Frau ins Haus bringe, den Hof bekomme. —

Die Söhne, deren jeder von seinen Vorzügen sehr überzeugt und daher siegesicher war, gaben sich mit diesem Bescheid zufrieden.

Sie büsteten noch sorgfältiger als bisher Rock und Hose, und wo sie bisher die Haare wöchentlich nur zweimal gesalbt und geölt hatten, taten sie es nun alle Tage. Sie gingen zielbewußt auf die Freite. Damit aber keiner dem andern ins Gäu käme, wurden sie eins, daß der Seppentoni sein Glück im Oberdorf suchen müsse, während Nazi im Unterdorf blieb.

Während nun aber der schüchterne Nazi das Gespräch mit einem langweiligen Plänkeln einleitete, da an einer Tür horchte und spionierte, dort durch ein Schlüsselloch guckte, aber mit keinem Suschen und keinem Babettschen sich so recht von der Leber weg zu reden getraute, ging sein unternehmender Bruder tatkraftig gleich zum Sturm über. Des schwarzen Martis Kathrine, eine üppige Person, war die Festung, die erobert werden sollte.

Die Kathrine hatte zum Heiraten schon lange Lust, und der Seppentoni schien ihr just der Rechte zu sein. Aber sie war ein Weib und hatte überdies erfahren, daß es für ein Mädchen nicht schicklich sei, wenn es sich so Knall und Fall an den ersten besten hinwerfe. So angenehm ihr der Seppentoni als Freier also auch war, tat sie doch zuerst etwas zimper und spröde und fragte den Seppentoni, was er auch denke? Warum er gerade zu ihr komme? Es habe ja noch genug Mädchen im Dorfe und schönere und bessere, als sie eine sei. Und heiraten? Es gäbe Leute, denen das etwas Himmlisches sei. Sie aber habe in ihrem Leben noch nie daran gedacht. Zu dessen,“ fügte sie schlau einlenkend bei, „sei er ihr doch zu gut, als daß sie ihm weh tun möchte. Er solle mit den Eltern sprechen. Wenn die damit einverstanden seien, nun ja, sie sei das Kind und müsse folgen, so hart es sie auch ankomme, wenn sie das Elternhaus verlassen müsse.“

Kathrines Eltern, bei denen Seppentoni hierauf vorstellig wurde, machten keine Schwierigkeiten. Sie waren der Tochter schon längst nicht mehr so recht Herr geworden und waren froh, daß sie sie unter die Haube brachten. Auch waren sie der Ansicht, daß die beiden ganz gut zusammenpaßten; denn was dem Seppentoni an Arbeitslust abgehe, das habe

die Kathrine reichlich. Es gäbe somit einen schönen gegenseitigen Ausgleich.

Also führte der Seppentoni des schwarzen Martis Kathrine heim, und wenn sie auch nicht gerade der Ausstich ihres Geschlechtes war und sowohl auf Äußeres wie in bezug auf Gemüt einiges zu wünschen übrig ließ, den Vorzug der Tüchtigkeit konnte ihr niemand streitig machen. Sie arbeitete wie ein Brunnenpuzer.

Verabredungsgemäß wurde Seppentoni nun Hofbesitzer, während sein auf der Freite weniger glücklicher Bruder, der von den Mädchen den Zunamen „Zauderer“ erhielt, zur Mutter aufs Altenteil zog, auf dem er auch nach deren Tode noch blieb.

Nach wie vor lebte er seinen Vögeln, mit denen er einträchtig die Zinsen und alljährlich auch noch ein hübsches Sümmchen seines auf dem Hofe stehenden Geldes verzehrte. „Es langt uns, bis wir abreisen,“ sagte er oft zu seinen gesiederten Freunden, „und hab' ich keine Frau bekommen, braucht mich auch niemand zu beerben.“

Was den Seppentoni, den jungen Ehemann und Hofbauer, betrifft, so sang er während der Flitter-



Nach wie vor lebte er seinen Vögeln.

wochen seiner teuern Ehehälfte uneingeschränktes Lob. Aber schon im zweiten Halbjahr seines Ehestandes wurde er etwas kleinlauter, wenn die Sprache auf seine Kathrine gebracht wurde. „Sie ist halt auch ein Weibsbild,“ pflegte er dann zu sagen, „und die Weibsbilder haben bekanntlich alle ein böses Maul.“

Und die Kathrine hatte wirklich ein arges Mundwerk und wußte es zu brauchen. Es gab oft scharfe

Auseinandersetzungen zwischen ihr und ihrem Seppentoni.

Als Schemann war er ihr vollkommen recht. Da hatte sie nichts auszufehen. Aber als Bauer und Geschäftsmann ließ er nach ihrer Ansicht sehr viel zu wünschen übrig. Daß er morgens sogar im Sommer erst um sieben Uhr aufstand, während sie schon um fünf, manchmal sogar um vier Uhr schon im Hause herumkratzelte, rechnete sie ihm als unverzeihliche, als eine den Menschen schändende Sünde an. Das lange Liegen, meinte sie, züchte die Faulheit. Zudem sei es eines Bauern ganz und gar unwürdig. Ein Bauer, wenn er bei seinen Leuten in Achtung stehen wolle, müsse bei jeder Arbeit voran sein. Das helfe mehr als alles Herumbefehlen.

Der Seppentoni aber fühlte sich als Herr im Hause und gab der Kathrine zu verstehen, daß er zum Arbeiten doch eigentlich sie, die Kathrine, und die Knechte und Mägde habe. Wenn er wie ein Knecht hätte arbeiten wollen, hätte er nicht Bauer zu werden brauchen. Wenn er die Leute nur beaufsichtige, so erfülle er vollkommen seine Pflicht, und mehr zu tun, falle ihm nicht ein.

Von dieser Ansicht ließ sich der Seppentoni nicht abbringen. Er tat, was ihm beliebte, und brachte die Frau das Mundwerk zu frech, wie er sagte, dann zog er den langen Rock mit den Metallknöpfen an und fuhr über Land, das heißt ins Amtstädtchen, wo er immer auch Gleichgesinnte und allerlei Kurzweil fand.

Er kam zwar schon am gleichen Tage immer wieder zurück, aber ohne die Kronentaler, die er mitgenommen. Und je öfter ein solches Ereignis sich wiederholte, um so bedenklicher wurde die Ebbe in der Hauskasse.

Das brachte die Bäuerin endlich zur Erkenntnis, daß sie mit ihrem Schellen nicht nur nichts erreiche, sondern den verfahrenen Karren nur noch tiefer in den Kot stoße. In Erwägung alles dessen gab sie sich Mühe, ihre Leidenschaftlichkeit zu zügeln. Sie schwieg stille und ließ den Bauern, den unverbesslichen, wie sie sagte, machen, arbeitete selbst aber für dreie, um die Sache doch so viel als möglich zusammenzuhalten. Und hätte der Bauer nur überall und gegen alles sich so gleichgültig wie gegen die Arbeit verhalten, er wäre gewiß bis ans Ende seiner Tage ein wohlhabender Mann geblieben.

Allein er wurde sehr oft auch handelnd. Leider immer nur in Fällen, wo es ihm mehr schadete als nützte.

Wie schon erwähnt, war der Seppentoni ein fleißiger Leser. Aber seine Schulbildung war zu mangelhaft, als daß er den mannigfaltigen, aus allen Winkeln zusammengetragenen Lesestoff richtig hätte verdauen und Wahres vom Falschen unterscheiden können.

So entstand in seinem von Natur nicht schlecht veranlagten Kopfe ein politischer Wirrwarr, der ihn von einem Extrem ins andere trieb. Schließlich setzte sich bei ihm die Meinung fest, daß die Bauern überall die Bedrückten, Geplagten und Geschundenen seien,

auf deren Kosten die Herren lebten und sich wohl sein ließen.

Und nun diesem Bauernstande, zu dem ja auch er gehörte, wieder aufzuhelfen, legte sich der Seppentoni, dem die Gabe der volkstümlichen Beredsamkeit nicht fehlte, oft ganz gehörig ins Zeug. Er schimpfte über die Obrigkeiten von unten bis oben, und umgekehrt, und war fest überzeugt, daß er, wenn er an der Spitze stände, eine andere Ordnung in den Lauf der Dinge brächte.

Im Orte selbst gab es dreierlei Leute. Solche, die dem Seppentoni innerlich recht gaben, aber klug genug waren, sich von ihm und seinem gefährlichen Handeln fernzuhalten; andere, die das Feuer seiner politischen Beredsamkeit hämisch und schadenfroh schürten, unbekümmert, ob ihm, dem Seppentoni, oder andern ein Schaden daraus erwuchs; wieder andere, die den Frieden liebten, den Seppentoni zur Mäßigung mahnten, um so mehr, als sie sich von solchen Poltereien keine Besserung der bäuerlichen Verhältnisse versprachen.

Diesen verständigen, wohlmeinenden Leuten trat aber der Seppentoni schroff entgegen. Sie seien Sklavennaturen, sagte er, unter dem Joch geboren, für das Joch erzogen und verdienten es eigentlich nicht besser. Zum Glück aber gebe es auch noch andere Leute, — Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck und das Wort auf der Zunge hätten, wenn es gelte, das Unrecht ans Licht zu ziehen, das Recht zu verteidigen, die Unschuld zu schützen.

Durch seine Reden, die er meist in den Wirtshäusern vom Stapel ließ, wurde der Seppentoni oder der Vogtsbauer, wie er sich auf seinen politischen Tagfahrten lieber nennen hörte, allgemach berühmt oder berüchtigt, wie man sagen kann. Zeitweise aber brachten sie ihn auch auf Wochen und Monate ins Gefängnis, und obwohl er dort eine etwas magrere Kost als zu Hause bekam und nebenbei noch Holz sägen mußte — er ließ von seinem gefährlichen Treiben nicht ab. Er betrachtete sich als Märtyrer, beufen, der Freiheit eine Gasse zu bahnen.

Die vielen Zusammenstöße mit den Behörden waren aber immer auch mit großen Kosten verbunden. Dazu kam, daß der zu jedem Opfer bereite Volksmann seinen Anhängern sehr oft auch mit Darlehen aushalf, die er in den meisten Fällen nicht mehr zurück erhielt.

So kam es, daß dem einst so begüterten Manne sein schönes Anwesen von Gerichts wegen versteigert wurde, als er noch nicht ganz fünfzig zählte.

Und jetzt, wo er nichts mehr besaß, fielen die Freunde, die politischen und die unpolitischen, von dem Apostel ab wie vom Baum die Blätter im Herbstwind. Zu spät sah er ein, daß eigentlich der der Klügste sei, der in allererster Linie für sich und seine Angehörigen sorgte, zumal das Hemd dem Leibe ja immer näher liegt als der Rock.

Die Frau, die rastlos tätig gewesene Kathrine, überlebte diesen Schlag nicht lange. Schon sechs Wochen nach der Gant trug man sie hinaus auf

den Friedhof, wo sie aller Not und Sorge los und lebzig war.

Ihm, dem Seppentoni, aber übertrug man das Amt des Nachwächters, wohl nur, damit er der Gemeinde nicht zur Last falle.

Mit allzugroßen Mühen und Sorgen war dieser Dienst nicht verbunden. Der Nachwächter hatte bloß morgens und abends sowie mittags in der kleinen Kirche des Ortes Betzeit zu läuten, nachts um elf Uhr die Polizeistunde anzukündigen und dann — statt daheim in der Wohnung — auf der Wachtstube im Rathaus zu schlafen.

Gestohlen wurde im Orte nicht. Von einem Diebstahl oder gar einem Mord hatte man noch nie etwas gehört, und wäre doch jemand mit solch böser Absicht umgegangen, der alte Nachwächter hätte dem Verbrechen auch unter Zuhilfenahme seines hundertjährigen, rostigen Dienstspießes nicht wehren können. Man hielt den Nachwächter also nicht, weil man ihn



Nachts um elf Uhr hatte er die Polizeistunde anzukündigen.

nötig hatte, sondern mehr, weil er eine Überlieferung war.

Als Gehalt bezog der Seppentoni von jedem Bauern im Orte alljährlich einen Scheffel Korn, für den aufreibenden Dienst gerade genug, genug auch für den Seppentoni, der große Bedürfnisse nicht hatte.

Sein Einkommen verzehrte er bei seiner Tochter, der roten Mariann, die ihrer fuchsroten Haare und der zahlreich über das ganze Gesicht verbreiteten Sommerprossen wegen den Gedanken ans Heiraten klugerweise nie hatte aufkommen lassen, sondern als ehrbare Jungfrau lebte.

Eine alte Vase, die aus gleicher Ursache sich zur ewigen Jungfrauschast hatte bequemen müssen, hatte der Mariann, um sie für die Vernachlässigung, die ihr seitens der Mutter Natur widerfahren, zu entschädigen, bei ihrer Abreise aus dem Diesseits in ein besseres Jenseits ihren ganzen Mammon im Betrage von 500 Gulden vermacht. Mit diesem Gelde hatte sich die kluge Mariann die Hälfte, nämlich den untern Stock eines alten baufälligen Hauses gekauft und dann von dieser Residenz aus einen schwunghaften Handel mit Eiern und Butter unternommen.

Seppentonis Sohn, der Fabian, hatte, als er den Zusammenbruch des väterlichen Hauses kommen sah,

rechtzeitig das Weite gesucht, um, wie er sagte, der Schande zu entgehen.

Er war in verschiedenen Schweizerstädten als Hausknecht tätig gewesen, und nachdem er sich in Genf mit dem Französischen vertraut gemacht hatte, nach Paris abgereist. Dort, wo, wie ihm gesagt worden war, schon mancher Savogardenbube Millionär wurde, glaubte auch er sein Glück zu finden.

Millionär wurde er in Paris nicht, aber er fand sein Glück, das heißt eine an Jahren schon ziemlich vorgerückte Pariserin, mit der er aus Klugheitsgründen kurz entschlossen den Bund fürs Leben schloß.

Jährlich neunundzwanzig Scheffel Korn, freie Wohnung, Bedienung von der Tochter und monatlich fünf Franken für Schnupftabak — es war für den ehemaligen Vogtsbauer etwas wenig, aber er kam damit aus, weil mit zunehmenden Jahren seine ohnehin geringen Bedürfnisse immer weniger wurden.

Beinahe zwanzig Jahre versah er das Amt des Nachwächters zur Zufriedenheit aller, und der Gleichmut, mit dem er sich in seine nun so bescheidenen Verhältnisse fügte, söhnte viele, die ihm seines früheren Lebens wegen gram gewesen waren, wieder mit ihm aus. Er glaubte auch nichts anderes, als daß er mit dem Glockenfeil oder dem Dienstspieß in der Hand, also im Amte sterben würde. Allein es kam anders. Seine Tochter, die rote Mariann, starb nach langer, überaus schmerzvoller Krankheit. Ihre geringe Habseligkeit war für Arzt, Pflüge und Beerdigung draufgegangen. Ihr halbes Haus wurde von andern fremden Leuten bezogen, so daß der Seppentoni zum zweitenmal die Heimat, den letzten ihm verbliebenen Unterschlupf verlor.

Einige Wochen später traf ihn ein neuer Schlag. Der Fabian, der immer das Geld für den Tabak geschickt hatte, war ebenfalls gestorben. Wie er, der Seppentoni, ohne Schnupftabak leben sollte, war ihm unerfindlich. Woher er aber in Zukunft welchen bekommen sollte, wußte er noch weniger.

Er besprach sich mit dem Gemeindevogt — der Ort war damals noch österreichisch — und fragte, was nun, da er die Hilfe der Kinder verloren, noch weiter mit ihm geschehen würde. Denn daß er mit neunundzwanzig Scheffeln Korn nicht das ganze Jahr leben könne, das sehe schließlich ein Blinder ein.

„Müßt halt umessen,“ entgegnete der Vogt kühl und gelassen. „Einen andern Rat wüßt' ich keinen!“

Umessen? Er, der Seppentoni, der ehemalige Vogtsbauer, der Sohn eines Geschlechtes, das Jahrhunderte im Orte ansässig war und das Vogtsamt mehr wie zehnmal bekleidet hatte — er sollte umessen, von einem Bauern zum andern gehen, — er glaubte, der Schlag müsse ihn rühren, — er sah den Vogt drohend und herausfordernd an.

„Und das sagt Ihr zu mir, Vogt?“ fragte er, und sein Gesicht verzerrte sich zu einem häßlichen Grinsen.

„Ihr habt meinen Rat verlangt, Altvogtsbauer,“ entgegnete der Vogt, „und ich hab' Euch den einzigen gegeben, den ich weiß. Wärt Ihr noch der Vogts-“

bauer, hättet Ihr Euern Hof noch, dann hätt' ich Euch einen andern geben können. So aber seid Ihr ein alter habloser Mann. Solche aber müssen altem Herkommen nach umgehen. Das wißt Ihr auch."

"Ihr habt recht, Vogt. Es ist so," entgegnete der Seppentoni. "Das ist einmal der Armut Los, und



"Wißt halt umessen," entgegnete der Vogt kühl.

es gibt solche, die es zu tragen wissen. Aber ich, der Advogtsbauer, gehe lieber zehnmal in den Tod, als daß ich eine Bettelsupp' esse."

Dabei reckte er sich in die Höhe, als ob er der Vogt und der andere der Bittsteller wäre, nahm dann seinen Stock fester in die Hand und wankte hinauf zu seinem Bruder, dem Nazi, der noch immer Wohnrecht im Vaterhaus besaß.

Die beiden Brüder waren immer gut miteinander ausgekommen, dadurch, daß keiner sich um das Tun des andern kümmerte und jeder seine eigenen Wege ging. Es herrschte keine Feindschaft, aber auch keine brüderliche Liebe zwischen ihnen. Der Nazi hatte einen Pfl auf den Seppentoni, weil dieser seiner Meinung nach bei Übernahme des Hofes im Vorteil gewesen war. Den Seppentoni aber ärgerten die Zinsen, die er dem Bruder für dessen auf dem Hofe stehende Summe alljährlich hatte herausbezahlen müssen. Warum? Damit dieser ein Tagdieb leben mit seinen Vögeln führen konnte.

Diese ärgerlichen Zinsen wurden zwar mit jedem Jahre geringer; denn der Nazi erhob nicht nur diese, sondern alljährlich noch einen erheblichen Betrag vom Kapital. Diesem Brauche war er auch treugeblieben, als der Bruder Seppentoni um Haus und Hof ge-

kommen war und ein fremder Bauer im elterlichen Hause Einzug gehalten hatte.

Gar viel konnte der Nazi nach Seppentoni's Berechnung nicht mehr haben. Aber doch so viel, daß es die paar Tage, die sie noch zu leben hatten, für beide ausreichen mochte. Und als Sohn eines Vogtsbauern würde er wahrscheinlich nicht dulden, daß der Bruder bei den Bauern umging.

Unter solchen Berechnungen, Vermutungen und Hoffnungen kam Seppentoni zu seinem Vaterhause, zu seinem Hofe, bei dessen Anblick ihm stets ein Stich durchs Herz ging.

Der Nazi hatte seine Residenz nicht im eigentlichen Wohnhaus, sondern im zweiten Stockwerk eines Seitenbaues, im sogenannten Stöckle. Mühsam kragelte der Seppentoni die steile, enge Treppe hinauf. Er kam zu einer angelehnten Tür und trat unangemeldet ein. Was er aber sah, war keineswegs geeignet, seine Hoffnungen auf des Bruders Hilfe zu steigern. Die Fensterscheiben der großen Stube waren teilweise eingeschlagen und dunkelgrün vom langjährigen Schmutz, der darauf lag. Von den Dielen des Bodens war nichts mehr zu sehen, so dicht waren sie vom Vogelmist verunreinigt. In einer Ecke der Stube lag ein zerrissener Strohsack und auf diesem, wie ein Wurm zusammengerollt, Nazi, der Rentnier. Neben dem Strohsack stand eine alte Kiste, die dem Nazi augenscheinlich als Tisch und Stuhl zugleich diente; denn ein anderes Ausstattungsstück war nirgends zu sehen.

Auf diese Kiste setzte sich, ermüdet, wie er war, der Seppentoni.

"Was willst?" fragte der Nazi, mühsam den Kopf ein wenig hebend.

"Hilfe suchen bei dir," entgegnete der Seppentoni, "aber ich seh' schon, daß du sie selbst nötig hätt'ist; denn daß du kein Kapitalist mehr bist, sagt mir dein Aussehen und dein Lager."

Die letzte Woch', entgegnete Nazi, "hab' ich dem Schreiner die Bettlade verkauft, weil ich nichts mehr zu heißen und zu nagen gehabt. Dort in der Kiste ist noch ein Rest Brot. Ist der gegessen, dann bin ich am Ende meiner Mittel; denn für den Strohsack wird mir niemand was geben wollen."

"Und wenn das Brot gegessen ist, was dann?"
"Dann kann ich verhungern, wenn ich nicht umgehen will."

"Und was ziehst du vor?" fragte Seppentoni.
"Ist aber das eine Frage, Seppentoni! Lieber beiß' ich mir die Zung' ab, als daß ich jemand was heiße."

"Nazi," entgegnete freudig erregt und gerührt der Seppentoni, indem er dem Bruder die welke, zitternde Hand reichte. Noch nie im Leben hab' ich es so gefühlt, daß wir Brüder, daß wir Zwillingbrüder sind, wie in diesem Augenblick. Deiner Meinung bin auch ich. Unsere Eltern, Nazi, haben uns ein schönes Gut hinterlassen, aber nicht die nötige Erziehung gegeben, um es richtig zu verwalten und in Ehren zu bewahren. Sie haben gefehlt, arg

gefehlt, aber aus übertriebener Liebe zu uns. Drum dürfen wir ihnen die Schande nicht machen, daß wir im Dorfe umgehen. Zu leben haben wir nichts mehr. Also bleibt uns nur der Tod. Der Hungertod aber ist ein langweiliger und schmerzhafter Tod. Also komm, ich weiß einen leichtern."

"Wohin?"

"Du wirst es sehen. Sind wir miteinander auf die Welt kommen, so laß uns auch zusammen wieder abziehen!"

"Aber meinen Staren, den einzigen Freund, der mir geblieben ist," sagte der Nazi, "wer wird ihn füttern?"

"Tolpatsch!" schrie der in der Stube herumhüpfende Star.

"Du hast die Antwort," sagte der Seppentoni. "Du bist ein Tolpatsch, wenn du glaubst, daß der verhungern wird, wenn er dich nicht mehr hat. Die Menschen, das solltest schon lange wissen, das kannst an dir selbst abnehmen, füttern zehnmal lieber ein anderes Geschöpf, einen Hund, einen Affen oder sonst ein Getier, als ein Exemplar ihrer eigenen Gattung. Also komm und kümmere dich nicht um den Staren."

"Es muß sein," sagte Nazi, indem er sich mit mehr Entschiedenheit, als man ihm hätte zutrauen sollen, von seinem Lager erhob. "Es muß sein, und was du kannst und was du mußt, das getrau' ich mir auch!"

Er griff nach seiner Mütze und nach dem Stock und schickte sich an, seinem Bruder zu folgen. Als sie aber auf der Türschwelle standen, scholl ein munteres: „Adieu, Adieu!“ hinter ihnen her. Es war die Stimme des Staren.

Dem Nazi schoß das Wasser aus den Augen. "Seppentoni," sagte er, "ich geh' mit, wohin du mich führst. Aber den Hansel nehm' ich mit. Wenn kein Mensch, so wird doch er, mein einziger Freund, uns das letzte Geleit' geben. Komm, Hansel, komm!" so rief er dem Staren. Der trippelte folgsam gegen seinen Herrn hin.

Der Nazi nahm ihn sorgfältig und zärtlich auf den linken Arm. Dann schritten die beiden hinaus ins freie Feld, nach dem Walde hin.

"Hast du auch Seile bei dir?" fragte Nazi.

"Wo zu?" entgegnete Seppentoni.

"Nun, wenn wir uns doch aufhängen wollen."

"Aufhängen? Nazi, das gibt's nicht. Das ist der schimpflichste Tod, den man sich denken kann. Das wär' noch schimpflicher als Betteln und Umgehen. Denn aufgehängt werden alle Schelmen. Nein, wir wählen eine schönere, ehrlichere Todesart. Wir ertränken uns, Nazi. In der Beresina sind Tausende von braven Menschen ertrunken, und selbst Kaiser Barbarossa fand sein Ende in den Fluten eines Flusses. Also kann es auch für uns nicht schimpflich sein."

"Barbarossa, Beresina — von solchen Frauenzimmern hab' ich noch nie etwas gehört," sagte Nazi.

"Kann mir's denken," sagte Seppentoni, den Bruder mit einem Gemisch von Geringschätzung und

Mitleid betrachtend, "hast ja nie ein Buch in die Hand genommen, sondern ohne allen höhern Schwung in den Tag hineingelebt, einzig mit deinen Vögeln."

"Wenn auch. Ich hatte doch meine Freude dran."

"Und ich hatte sie an den Büchern, Nazi. Aber eben deswegen, weil wir nur unserer Freude lebten und dabei den Ernst des Lebens nicht erfaßten, hat sich unsere Freude in Leid verwandelt. Der Mensch, das hab' ich nachträglich, leider zu spät, eingesehen, ist nicht nur zur Freude, nicht nur zum Genießen auf der Welt. Er soll ernste Pflichten erfüllen. Für uns ist es nun zu spät. Wir haben unsere Zeit versäumt. Uns bleibt nur eines übrig: für unsere Torheiten und Unterlassungssünden zu büßen. Komm, dort drüben rauscht der Bach!"

Der "Bach" war ein mildes Verflüßchen und besonders jetzt, zur Frühlingszeit, ziemlich angeschwollen. Er lief mitten durch das enge Tal und war an verschiedenen Stellen von schmalen, schwanken Stegen überbrückt. Als sie auf einem dieser Stege



"Adieu, Hansel!" sagte er.

angekommen waren, gab der Seppentoni dem Nazi die Hand.

"Nazi," sagte er, "wir sind am Ziel. Wenn ich dir je im Leben ein Leids getan, so verzeih; denn noch zwei Minuten und wir sind nicht mehr."

Der Nazi streichelte seinen Staren. "Adieu, Hansel!" sagte er, während ihm zwei dicke Tropfen aus den rotunterlaufenen Augen rollten. "Will's Gott, wirst keinen Hunger leiden!" —

"Tolpatsch!" erwiderte der Star, indem er vom

Arme seines bisherigen Herrn und Lehrmeisters auf das Geländer des Nachsteiges hüpfte, auf dem die beiden Todesgänger standen.

„Auch der will nichts mehr von mir wissen,“ sagte Nazi schmerzlich bewegt. „Seppentoni, von allen und jedem verlassen, wird es Zeit, daß wir gehen.“

„Das mein' ich auch,“ entgegnete dieser, umfaßte den Bruder mit beiden Armen — ein Schwung — und sie sanken hinunter in den Bach, wo das Wasser schäumend über ihnen zusammenschlug.

Der Star aber, ob dem Gebrause des Wassers erschreckt, hob sich freischend in die Höhe: „Adieu, Adieu!“



Wildwasser.

Eine Erzählung aus
Kärnten.

Von Hans Kerschbaum.

1.

Es ist eines der Alpentäler, die ihrer landschaftlichen Schönheit wegen in den Reiseführern durch die österreichischen Alpen als besonders besuchenswürdig verzeichnet stehen und die im Sommer besucht werden von Fremden aus aller Herren Ländern.

Reiche Bergwälder und sattgrüne Auen rücken da oft so nahe zusammen, daß das schmale Bergsträßlein die Anhöhen erklimmen und an laub- und nadelwaldreichem Gelände wie eine Schlange hintriechen muß, weil es in der Niederung nicht so viel Raum findet neben dem Fluß, der ihm bald knapp zur Seite, bald in schwindeliger Tiefe unten dahinjährt.

Das Sträßlein ringt stetig mit dem viel stärkeren Gegner, dem Wasser. Die Straße ist ja ein armselig Menschenwerk, das Wasser eine elementare Naturkraft. Seit Jahrtausenden durchzieht der Fluß das Tal, und es ist, als betrachte er die Straße als unbefugten Eindringling: er bohrt und wühlt und nagt und frisst an ihrem Damm und bedrängt sie an manchen Stellen so hart, daß sie einen kühnen Sprung wagt und über den Fluß hinwegsetzt, um sich vor seinem Zerstörungsdrange zu retten. Auf diese Weise muß die Straße das Wasser mehrmals überspringen, um bald diesseits bald jenseits des Flusses den Ausweg aus der Talenge zu suchen.

Zuweilen weitet sich das Tal, dann erschaut das Auge an steilem Gehänge und sanft abfallenden Bergwiesen, oft hinter Baumgärten halb verborgen, ansehnliche Bauernhöfe, idyllische Weiler und einschichtig verstreute Häuschen, zumeist ganz und gar aus Holz erbaut, mit überhängendem Dach und dem heimelnden „Gang“ rundum. Auf bewaldeten Kogeln steht manchmal ein schlanktürmiges Kirchlein, zu-

weilen das düster ragende Gemäuer eines einstigen Mitterschlosses.

Ab und zu erspäht das Auge eine heitere Alm mit weidenden Kindern und schönen Pferden; viel Hochwald und dahinter und darüber kühn ragende Gebirge, graue Zinnen und stolze Gipfel im leuchtenden Firn.

An den Vorbergen entgehen dem schauenden Auge nicht die tiefen Rinnen und wild verarbeiteten Furchen, die wie Striemen vom Bergsattel zu Tale ziehen: das sind die Läufe der Sturzbäche; bei trockenem Wetter ohne Wasser, ohne Gefahr; zu Regenzeiten dagegen stürzt das Wasser von allen Seiten heran und rast, immer noch tiefer grabend und furchend und Geröll und Fels mit sich reißend, die Höhen hinunter als die schreckenverbreitende Gieß. Die Gießbäche sind die treuen Spießgesellen der Wildbäche, die ihre kühnen Führer sind allerwege.

Was regjamer Menschengestalt auch immer erfinden mochte, um diese wilden Wasserkräfte zu bändigen — es war noch alles unzulänglich. Wie ein gebrechliches Spielzeug in der Hand des launischen Kindes erwiesen sich die Werke der Wasserbaukunst der fast unbezwingbaren Naturkraft gegenüber.

Und so ist es in diesem Tale, in dessen Hinterhalt der Seitengraben und Bergschluchten das tückische Drachengeschlecht der Wildbäche lauert, daß neben verwüsteter Kultur behäbigster Wohlstand gedeiht.

Wenn der Wanderer soeben noch zwischen starren Felsmauern dahinzieht und eine besonders bedrohliche Stelle hinter sich hat, die im Volke ihrer Enge wegen Klause genannt wird, muß er wie gebannt verweilen, um das vor seinen Augen sich ausdehnende Landschaftsbild mit stiller Andacht zu beschauen oder mit einem Laut der Bewunderung zu begrüßen.

Das Tal legt sich breit auseinander, Wiesen und Felder füllen es aus und steigen zu beiden Seiten das Gelände hinan bis an den Saum der Wälder. Manch stattliches Dorf, manch behäbiger Hof liegt inmitten der grünen Wiesen und Felder, und an der Talstraße bemerkt der Wanderer große Holzlagerplätze mit hochaufgebauten Stößen von allen Arten Sägehölzern. Neben der Viehzucht ist es noch der Wald, der einen ansehnlichen Wohlstand im Tal begründet hat.

Seitwärts an den Taladern, den tief in die Berge hinein verzweigten Seitentälern und Gräben, an günstigem Gefälle treibender Wasser, liegen die Sägemühlen, woher die Fuhrwerke Holzladungen herausschaffen auf die Lagerplätze der Händler und aus dem Tal hinaus zur Eisenbahn.

Und dort hinten, an der Ausmündung eines dieser engen „Graben“, aus dem ein munterer Gebirgsbach hervorbricht, der sich draußen in der Talmitte mit dem Fluß vereint, dort hinten in der Grabenmulde, vom Tal aus kaum zu sehen, steht eines der größten Sägewerke des Tales: die Franzmühle.

Seit mehreren Menschengeschlechtern bedeutet dieser Bach in gewissem Sinne einen Goldstrom für die